

grund bestanden allerdings bis in die 1980er Jahre Stammtische Ehemaliger weiter. Ebenso gründeten sich in der Endphase der DDR ab 1987/88 neue Verbindungen im Verborgenen, alte, die nach 1945 an westdeutschen Hochschulen fortexistierten, kehrten nach 1989 nach Leipzig zurück.

Aus den Leipziger Korporationen sind Ärzte, Lehrer und Juristen ebenso hervorgegangen wie Militärs und Historiker, Industrielle und Wirtschaftsführer, Philosophen und Bürgermeister, Minister und Abgeordnete in der Paulskirche, in Land-, Reichs- und Bundestagen. Der Pädagoge und Philosoph Theodor Litt, 1931/32 Leipziger Rektor und seit seiner Studentenzeit Mitglied einer Bonner Verbindung, bekannte, „den Kern dieses ganzen Wesens hochzuhalten und ... zu lieben“. Ähnliche Äußerungen gibt es von Arionen, etwa dem Reichsinnenminister und Dresdner Oberbürgermeister Wilhelm Külz, nach 1945 LDPD-Gründer, oder Paulinern, etwa den Historikern Karl Lamprecht und Rudolf Kötzschke, anderen Korporierten oder auch dem Juristen Adolf Wach und Karl von Binding, Jubeldekan bzw. -rektor von 1909.

Eine Verbindung war vom Ende des 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts für zahlreiche Akademiker konstitutiver Bestandteil ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit, das nicht zu überschätzen, keinesfalls aber auch zu unterschätzen sein sollte. Die Mitgliedschaft war einmal ein politisch-weltanschauliches Bekenntnis zu einer nationalen, fachlichen, geselligen oder wie auch immer gearteten Gemeinschaft. Ebenso wichtig war zum anderen der Anteil des ursprünglichen, meist durch emphatische Freundschaft bestimmten Beziehungsgefüges einer Studentenverbindung, der allerdings kaum messbar ist. Prägend ist auf jeden Fall diese Doppelung, bezogen auf die Verbindung als einer Gemeinschaft mit verbindlichen Idealen und Werten und auf deren Mitglieder, die meist untereinander als enge Freunde verbunden waren. Sie geben den Korporationen eine Dauerhaftigkeit und Festigkeit, die sie die letzten beiden Jahrhunderte meistern ließ. Was nächst ihnen übrigens nur den Kirchen gelang.

Dr. Harald Lönnecker ist im Bundesarchiv in Koblenz zuständig für die Archivalien der Deutschen Burschenschaft und arbeitet an der Leipziger Matrikel 1809–1909 mit.

Männer und Familiengründung Sächsische Längsschnittstudie

Prof. Dr. Yve Stöbel-Richter, Dr. Hendrik Berth und Prof. Dr. Elmar Brähler,
Selbständige Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische
Soziologie der Universität Leipzig

Dieser Beitrag ist Prof. Peter Förster, dem Begründer der Sächsischen Längsschnittstudie, zum 75. Geburtstag gewidmet.

Familiengründung ist – nicht zuletzt durch den gesellschaftlichen Wandel in den letzten Jahrzehnten – immer mehr zu einem Spannungsfeld zwischen Freiheit und Risiko geworden und darüber hinaus auch nur noch eine Wahloption unter vielen Lebensalternativen. Somit ist auch die Option gar keine Familie zu gründen, inzwischen gesellschaftlich immer stärker akzeptiert.

Was bewegt Männer, eine Familie zu gründen bzw. dies zu unterlassen? Mögliche Antworten hierauf bieten die Ergebnisse der Sächsischen Längsschnittstudie (SLS), aus welchen im Folgenden einige dargestellt werden.

Bei der Sächsischen Längsschnittstudie handelt es sich um eine Längsschnittuntersuchung, welche im Jahr 1987 begonnen und seitdem jährlich bis zum Jahr 2007 durchgeführt wurde. Bei dem 1987 gebildeten Panel handelte es sich um eine Zufallsauswahl der seinerzeit 14-jährigen Schüler des Jahrganges 1973 aus Schulen der Bezirke Leipzig und Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), welche repräsentativ für die damalige Grundgesamtheit der 14-Jährigen in der DDR war.

Inzwischen liegen die Daten von zirka 400 Probanden zu 21 Erhebungszeitpunkten vor und damit „eine umfangreiche, zusammenhängende Dokumentation über wichtige Etappen des Lebensweges einer identischen Gruppe von jungen Menschen“, welche auch Rückschlüsse auf den Zeitpunkt der Familiengründung gestatten.

Die Ergebnisse zeigen, dass Familie einen hohen Stellenwert bei den Befragten hat. 80 Prozent leben in einer Beziehung, wobei Frauen sich zeitiger binden, als Männer. Dies kann auch daran liegen, dass die

jungen Männer viel länger im „Hotel Mama“ verbleiben: Während bei den Frauen schon 50,4 Prozent mit 20 Jahren ihre eigenen Wege gingen, waren dies bei den Männern lediglich 22,4 Prozent. Erst im Alter von 27 Jahren haben sich die beiden Geschlechtergruppen fast angenähert, aber auch mit 30 Jahren gibt es bei den Männern noch 8,3 Prozent und bei den Frauen 4,0 Prozent, die noch im Elternhaus wohnen. Männer und Frauen unterscheiden sich ebenfalls in der Partnerschaftsdauer: Frauen geben im Jahr 2006 eine durchschnittliche Dauer von 10,6 Jahren; Männer von 8,18 Jahren an.

Zwei Drittel der Befragten haben im Alter von 33 Jahren Kinder, dabei überwiegt allerdings die Ein-Kind-Familie. Frauen haben signifikant zeitiger und mehr Kinder als Männer; im Alter von 25 Jahren haben bereits 16,1 Prozent der Frauen, aber nur 5,4 Prozent der Männer ein oder zwei Kinder. Im Alter von 33 Jahren sind immerhin noch 45,3 Prozent der Männer und 27,4 Prozent der Frauen kinderlos. Somit entscheiden sich Männer nicht nur später für die Elternschaft als Frauen (im Mittel mit 27 Jahren); sondern sind auch häufiger (noch) kinderlos. Ein möglicher Grund hierfür kann darin bestehen, dass Männer in der Regel mit durchschnittlich 3 Jahre jüngeren Frauen zusammenleben und damit das Thema Elternschaft für sie bis dato eine andere Priorität besessen hat. Inzwischen ist der aktuelle Kinderwunsch aber höher als bei den Frauen: im Jahr 2006 gaben 24 Prozent der Männer und 19,8 Prozent der Frauen einen starken Kinderwunsch an. Dementsprechend ist auch einem größeren Teil der Männer die Vermeidung einer Schwangerschaft nicht wichtig und 20,4 Prozent der Männer, im Gegensatz zu 17,7 Prozent der Frauen halten eine Schwangerschaft in den nächsten zwei Jahren für wahrscheinlich.

Betrachtet man die Motive, die für oder gegen die Realisierung des Kinderwunsches sprechen, so befürchten Männer häufiger als Frauen, dass sie von Kindern persönlich eingeschränkt wären und geben häufiger an, dass ein Kind für ihren sozialen Status als Erwachsener wichtig sei: Männer sind stärker der Meinung, dass zu einem erfolgreichen Mann/ einer erfolgreichen Frau auch ein Kind gehört und dass sie mit einem Kind ihre Freundschaften nicht mehr so pflegen könnten, wie bisher. Darüber hinaus sehen sich Männer vom Alter, der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und von den beruflichen Konsequenzen nach der Babypause weniger in der Entscheidung für oder gegen ein Kind beeinflusst als Frauen.

Der Wunsch nach einem Kind – gemessen an der idealen Kinderzahl – erweist sich bei denjenigen, die sich ein oder zwei Kinder wünschen als erstaunlich stabile Größe. Mit zunehmendem Alter wird die Zahl derjenigen, die ein Leben ohne Kinder als ideal angeben, geringer. Prinzipiell zeigen sich in der idealen Kinderzahl der Männer zwischen dem 22. und 33. Lebensjahr weniger Schwankungen als bei den Frauen. Nach wichtigen Lebenszielen befragt, nimmt bei den Männern mit zunehmendem Alter die Wichtigkeit der Ziele „eigene Kinder groß ziehen“ und „eine glückliche Partnerschaft führen“ zu, was auf eine wachsende Familienorientierung schließen lässt. Die Männer der Studie sind überwiegend vereinbarkeitsorientiert, d. h. sie finden sowohl Arbeit als auch Familie wichtig.

Ein starker Hinderungsgrund, die familienorientierten Lebensziele zu realisieren, ist allerdings die Erfahrung von Arbeitslosigkeit. Die Studienergebnisse zeigen, dass mit zunehmender Dauer von Arbeitslosigkeit die Zahl der gewünschten Kinder sinkt und eine dauerhafte Partnerschaftsbindung seltener eingegangen wird.

War Elternschaft also früher selbstverständlich, so wird inzwischen mehr und mehr ein Problem daraus. Dabei sind Zögern, Abwägen und Aufschub kein privater Konflikt, sondern vielmehr Ausdruck des derzeitigen epochalen gesellschaftlichen Wandels.

Weitere Studienergebnisse finden sich in: Berth, H., Förster, P., Brähler, E. & Stöbel-Richter, Y. (2007). Einheitslust und Einheitsfrust. Junge Ostdeutsche auf dem Weg vom DDR- zum Bundesbürger. Gießen: Psychosozialverlag.

Zwischen Rubenstyp und Kate Moss

Physiologisch-philosophische Betrachtung eines Tiermediziners

Von Prof. Dr. Manfred Coenen,
Institut für Tierernährung, Ernährungsschäden und Diätetik

Na, was wird da wohl herauskommen, wenn man „typisch Mann“ schreibt; ich gehe optimistisch mal davon aus, wenn Mann „typisch Mann“ schreibt, ist es anders, aber vermutlich ist auch das schon typisch Mann.

Das Ganze klingt doch nach Sozialwissenschaften und die sind schließlich weiblich, wie die Göttin der Wissenschaft eben auch. Was hat da ein Veterinär zu suchen? Bei mehr als 90 Prozent Damen – herrlicher Begriff, Dame, eine Schande, dass dieser nur noch zur Geschlechterkennung der Toiletten genutzt wird, aber das ist ein an-

deres Thema. Also noch mal: bei mehr als 90 Prozent Damen in der studentischen Klientel ist doch Mann, nun sagen wir mal vorsichtig, er kommt abhanden.

Warum sollte Mann da was sagen zu dem, was typisch Mann ist, wenn das Typische eine Rarität ist? Und nicht alles spricht für die Qualität des Raren. Haben doch beispielsweise epidemiologische Untersuchungen in Rinderbeständen gezeigt, dass der Gesundheitszustand der Kälber in den ersten Lebenstagen am besten war – oder sollte ich schreiben ist, was mir wahrscheinlich eine „Chauvi“-Schelte einbringt –, wenn die Frau des Landwirts für die Versorgung der Tiere verantwortlich zeichnet/e. Dies lag eindeutig nicht am Ausbildungsstand der beteiligten Personen, Fachwissen erklärte die Differenz nicht. Aber das ist ja schon mehr als 30 Jahre her, heute ist ja alles besser, Mann bringt sogar den Müll raus – typisch Mann.

Andererseits halten die Kerle manches aus, was die Mädels nicht abkönnen, ich meine nicht Gewichtheben und anderen gravitationsphysikalischen Kram. Bei der Umsiedlung von Nashörnern in ein Schutzgebiet geriet das ganze Programm in die Krise, Grund: Die Nashorndamen schenkten nur Jungs das Savannenleben, die Kälber waren überwiegend männlich, exakt 2,7 Mal mehr Rhinojungs als Rhinomädels, fatal, wie soll man/Mann da eine Art erhalten. Die Erklärung sieht einfach aus: Stress.

Stress kurz nach der Konzeption erhöht verschiedene Metaboliten in der Zirkulation unter anderem auch Glukose; deren Konzentration steigt vermutlich auch im Uterus, das wiederum halten die männli-

